

Hans-Martin Lohmann

## Drama oder Vergnügen, Wellness oder Schmerz

### Die Kulturkritik des Mario Vargas Llosa

#### Hans-Martin Lohmann

(\* 1944) ist freier Publizist in Frankfurt am Main. Er arbeitet regelmäßig für *Die Zeit* und den *Deutschlandfunk*.

k.stroczan@freenet.de



Es ist eine der leichtesten Übungen, dem peruanischen Schriftsteller Mario Vargas Llosa bei Lektüre seines neuen Buches *Alles Boulevard* altväterliche Unzeitgemäßheit und säuerlichen Kulturpessimismus vorzuwerfen. Hatten wir alles schon, denkt der gewitzte Leser und verweist auf archaische Denkmäler der Kulturkritik von Oswald Spengler und José Ortega y Gasset, die vor bald 100 Jahren den drohenden Untergang des Abendlandes beschworen, als dieses längst untergegangen war. Man braucht nur an den elitär-reaktionären und demokratiefeindlichen Gestus jener Autoren zu erinnern, um sodann, über ein paar Anspielungen und Zitate, eine lockere Assoziation zu Vargas Llosa herzustellen – fertig ist der Verriss. Und tatsächlich hat das deutsche Feuilleton in dieser Sache mehrheitlich ganze Arbeit geleistet.

Aber ist das nicht doch ein allzu schnelles und billiges Urteil über den Literatur-Nobelpreisträger des Jahres 2010? Zunächst einmal muss festgestellt werden, dass Vargas Llosa von seinem ganzen Habitus her ein durch und durch liberaler Kopf ist, dessen Denken unzweifelhaft in der Tradition westlicher Aufklärung steht. Wer je ein Buch dieses Autors gelesen hat, wird schwerlich den Eindruck gewonnen haben, hier paktiere einer mit demokratie- und massenfeindlichen Affekten oder mit einem elitären Begriff von Kultur. Im Gegen-

satz zu vielen lateinamerikanischen Schriftstellern, die eher mit den diversen Sozialismusmodellen des Subkontinents sympathisieren, gehört Vargas Llosa allerdings zu jenen, die aus ihrer liberal-konservativen politischen Haltung nie ein Hehl gemacht haben. Daraus nun aber abzuleiten, er sei ein verbissener Konservativer, der gegen die demokratische Teilhabe an den Errungenschaften der Kultur zu Felde ziehe, verfehlt die Intentionen des Autors beträchtlich.

#### Das Phantom einer »Kultur für alle«

Bei der Lektüre von *Alles Boulevard* fühlt man sich unwillkürlich an Hans Christian Andersens Märchen von des Kaisers neuen Kleidern erinnert. Wie das Kind, das unbefangen genug ist, laut und deutlich zu sagen, dass der Kaiser in seinen neuen Kleidern in Wahrheit nackt ist, so ist Vargas Llosa unbefangen genug, laut und deutlich zu sagen, dass vieles von dem, was sich heute als Kultur spreizt und als fortwährendes »Event« gefeiert wird, in Wahrheit hohl und leer, ein lärmendes Nichts ist. Kultur wird, um den Titel des berühmten Manifests von Guy Debord aufzugreifen, als »Spektakel« inszeniert, das den Menschen das Gefühl gibt oder geben soll, sie seien authentische Teilhaber einer Erfahrung, die mit ihnen selber zu tun hat. Dabei scheint es völlig egal und beliebig zu sein, was als Kultur verkauft wird – ein Musikfestival, eine Ausstellung, eine Freilichttheateraufführung in historischen Kostümen, ein Popkonzert, eine Vernissage oder der neueste Kinohit. Statt Vargas Llosa vorzuhalten, er mache sich für einen kulturellen Elitarismus stark, sollte man ihn dafür loben, dass er ausspricht, was wahrschein-

lich nicht wenige ähnlich empfinden: dass nämlich der exzessiv kommerzialisierte Kulturbetrieb ein gigantischer Massenbetrug ist, der davon lebt, dass man ihn als »Kultur für alle« anpreist.

Vor einem Jahr wurde im Frankfurter Liebieghaus, einer ehrwürdigen Stätte der Kunst, eine Ausstellung gezeigt, die in der Stadt wochenlang als ein »Must See!« beworben wurde – wer nicht hinging, konnte als Kulturbanause gelten. Die herrlichen antiken Statuen des Museums, Kostbarkeiten griechischer und römischer Kunst, wurden mit plastischen Objekten des amerikanischen Künstlers Jeff Koons konfrontiert, und die Kuratoren sowie namhafte Kunsthistoriker und Kritiker beeilten sich zu versichern, bei den Werken Koons' handle es sich um eine künstlerische Fortschreibung zentraler Topoi antiker und barocker Kunst. Ein vergoldeter, überlebensgroßer Michael Jackson aus Porzellan mit einem Affen auf dem Schoß gilt als große Kunst und nicht einfach als das, was die Plastik tatsächlich ist – perfekter Kitsch. Was als Kunst gewordener Traum der amerikanischen Hausfrau angepriesen wird – ein Luftballonherz aus Stahl –, ist nichts als die trügerische Vorspiegelung, der Künstler nehme die amerikanische Hausfrau mit ihren Träumen ernst. Dass es erst einer ganzen Talmi-Industrie bedarf, um derlei Träume zu produzieren, wird natürlich unterschlagen.

Genau diesen pervertierten, pseudo-demokratischen Begriff von Kultur nimmt Vargas Llosa ins Visier, wenn er schreibt, wir lebten heute »in jener tragischen Zeit«, in der man den Preis eines Kunstwerks mit seinem Wert zu verwechseln beginnt. Tatsächlich erzielen die spektakulären Objekte von Koons auf dem internationalen Kunstmarkt exorbitante Preise, längst gehören sie ins Beuteschema solventer Investoren, die Kunst als Anlage- und Renditeversprechen begreifen. Veranstaltungen wie die Kasseler documenta oder die Kunstbiennale in Venedig, gerne als Treffen der internationalen künstlerischen Avantgarde

gefeiert, sind in Wahrheit zu gigantischen Kunstmärkten mutiert, auf denen das Marketingpotenzial und die Werbewirksamkeit von Kunst getestet werden. Dass Banken, Autohersteller und Weinexporteure auf die zeitgenössische Kunst zurückgreifen, verdankt sich ja nicht einem genuinen Interesse, sondern allein der Erfahrung oder Hoffnung, dass Kunst sich verkaufsfördernd für die eigenen Produkte auswirkt. Man kann es auch anders sagen: Die Grenze zwischen Kunst und Nicht-Kunst existiert nicht mehr.

### **Der wahre Anspruch großer Kunst**

Kultur, darauf macht *Alles Boulevard* aufmerksam, wird heutzutage immer mehr dominiert von schlechtem Geschmack und dem Diktat, sie müsse unterhaltsam sein und Spaß machen. Als wahre Kulturträger gelten denn auch die »Kreativen« der Werbewirtschaft, die geistreichen Erfinder von Slogans, einer einprägsamen Bildersprache und von Ikonen, die sich als Marken, als »Brand« in den Köpfen des Publikums festsetzen. Kultur ist, wenn der Fernsehkoch ein toskanisches Drei-Gänge-Menü vorkocht und wir dasselbe zuhause nachkochen. Kultur ist, wenn drittklassige Autoren Krimi-Konfektionsware als Literatur verkaufen. Selbst die Fußballbundesliga geht inzwischen als Kulturgut durch (wobei gegen ein gutes Fußballspiel nichts einzuwenden ist). Mit den Worten des Dichters Reiner Kunze: »Die Wirtschaft wird jeden Niveauverlust fördern, wenn sie an ihm verdienen kann.«

Man kann den herben Einspruch von Vargas Llosa gegen solche Tendenzen als altmodisch abtun. Man kann auch finden, dass seine Philippika beispielsweise gegen Jean Baudrillard, einen längst vergessenen französischen Vordenker der Postmoderne, den Aufwand nicht lohnt. Und man muss auch sonst nicht jedem Urteil des Schriftstellers zustimmen. Aber darin kann,

ja muss man ihm rechtgeben: Die Produktion von Kunst – ob Musik, Literatur, Film, bildende Kunst – erschöpft sich nicht in handwerklichem Können, vielmehr bedarf sie der Fähigkeit zu Konzentration, Leidenschaft, Objektivität, Wahrheitsliebe, Geduld, Stille und Einsamkeit. Große Kunst, das will uns Mario Vargas Llosa sagen, bildet das Leben nicht als Zockerparadies, als

Wellnessoase und Vergnügungspark ab, sondern als »Drama, Schmerz, Mysterium und Enttäuschung«. Es verheißt nichts Gutes für unsere Kultur, wenn wir diesen Anspruch preisgeben.

*Mario Vargas Llosa: Alles Boulevard. Wer seine Kultur verliert, verliert sich selbst (Aus dem Spanischen von Thomas Brovot). Suhrkamp, Berlin 2013, 231 S., 22.95 €. ■*

Dirk Klose

## Gleichheit in einer demokratischen Gesellschaft

Eine anregende Studie des französischen Historikers Pierre Rosanvallon

### Dirk Klose

(\* 1941) ist freier Journalist in Berlin vorwiegend zu zeitgeschichtlichen und kulturpolitischen Themen, zuvor für Buchkritik verantwortlicher Redakteur der vom Deutschen Bundestag herausgegebenen Wochenzeitung *Das Parlament*.



**G**leich der erste Satz rüttelt auf: »Als System gedeiht die Demokratie gerade in dem Augenblick, da es mit ihr als *Gesellschaftsform* bergab geht.« Und kurz darauf: »Während die politische Bürgerschaft sich auf dem Vormarsch befindet, schwindet sie als *soziale Körperschaft* dahin.« Eine soziale Körperschaft – ihr Ideal sieht der französische Philosoph und Sozialwissenschaftler Pierre Rosanvallon in einer Gesellschaft freier, sozial gleicher und gleichberechtigter Menschen verwirklicht. Und das, so seine intensive Mahnung mit Blick auf die hochentwickelten Industriestaaten, ist heute auch bitter nötig. Seine bange Frage: »Wie kann man ähnlich und einzigartig, gleich und verschieden, gleich in der einen und ungleich in anderer Beziehung sein? Das sind die Fragen unserer Zeit. Von ihnen hängt die Zukunft der Demokratien ab.«

Rosanvallon, hierzulande relativ unbekannt, ist in Frankreich eine feste intellektuelle Größe. Der am 1. Januar 1948 geborene Autor von *Die Gesellschaft der Gleichen*, eines seiner zahlreichen Bücher, aber das erste größere, das jetzt auch auf Deutsch erscheint, ist Professor für Neuere Geschichte am Collège de France. Er war sich nie zu schade, in die »Niederungen« aktueller Sozialpolitik hinabzusteigen, sondern hat sich beispielsweise in den 90er Jahren im Gewerkschaftsbund CFDT bei der Reform des Sozialversicherungssystems engagiert. Vor gut zehn Jahren hat er das Diskussionsforum »République des Idées« gegründet, seit Herbst 2007 ist er im Internet mit der Webside »La Vie des Idées« vertreten, die – allerdings nur auf Französisch – aktuelle sozialwissenschaftliche Diskussionen dokumentiert.

Immer wieder hat er sich die Frage gestellt, wie ein demokratisches Gemeinwesen in der Globalisierung mit ihren überwuchernden wirtschaftlichen Verbindungen und Zwängen bewahrt werden kann. Jetzt, in *Die Gesellschaft der Gleichen*, stellt er sie angesichts der wachsenden sozialen Unterschiede in den westlichen Industriegesellschaften und der immer weiter aus-